

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 39 (1983)
Heft: 6

Rubrik: Radio und Fernsehen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mundart und Schriftsprache

Antwort der Generaldirektion DRS auf unsern offenen Brief in Heft 1

1. *Das Verhältnis des Deutschschweizers zur Schriftsprache*

„Der Dialekt ist empfindlicher gegen Unwahrhaftigkeit als die Schriftsprache.“

Ohne die Stimmigkeit dieser Sentenz von Martin Walser näher prüfen zu wollen, ist doch wohl unbestritten, daß der Deutschschweizer sich in seiner Mundart direkter und freier auszudrücken vermag als in der Hochsprache, die er zwar schreibt, liest und versteht, aber — von einigen Spezialisten abgesehen — doch selten spricht. Vor allem fehlen dem wenig geübten hochsprachlichen Sprecher eine gewisse Flexibilität im Formulieren und die Verfügbarkeit über die dieser Sprechsprache eigenen Zwischentöne. Im intimeren Kreis fallen diese Mängel auch bei an sich korrekt gesprochener Sprache besonders negativ ins Gewicht, das Gesprochene wirkt gekünstelt, unecht oder gar steril. Die meisten Deutschschweizer sind sich dieser Unzulänglichkeiten bewußt, und ihre Hemmungen, sich dort der Hochsprache zu bedienen, wo es unbedingt erforderlich wäre, in einem gemischtsprachlichen Gremium, ist verständlich. Zu dieser Angst vor Ungeschicklichkeiten und möglichen bloßstellenden Fehlern kommt noch der Verlust einer gewissen Spontaneität hinzu. Denn der Deutschschweizer ist gezwungen, seine gewohnte Ausdrucksweise zwar nicht zu übersetzen, wohl aber ins Schriftdeutsche zu transponieren, was eine zusätzliche Denkleistung erfordert.

Der Schreibende konnte Ende der fünfziger Jahre über längere Zeit in Seminarien für deutsche Literatur an einer Schweizer Universität die Beobachtungen machen, daß deutsche Teilnehmer mit einem Anteil von ungefähr 10—15% im Dialog mit dem Dozenten gegenüber ihren schweizerischen Kommilitonen eindeutig dominierten. Sicher nicht, weil die Schweizer Germanisten generell weniger intelligent oder fachlich weniger beschlagen gewesen wären, sondern weil sich offenbar ihre Äußerungsbereitschaft durch die auch hier noch spürbare Hemmschwelle und durch das Umsetzenmüssen ihrer Gedankengänge in hochsprachliche Ausdrucksformen etwas verzögerte. Ihre deutschen Kollegen hatten den „Happen“ inzwischen weggeschnappt.

Diese negativen Faktoren waren m. E. schon immer vorhanden, nur unterwarf man sich früher eher dem durch Schule und Bildung auferlegten Zwang als heute. Die Spontaneität und die Direktheit ist gegenwärtig mehr gefragt, und vor allem besteht eine starke Abneigung gegen formalistische Enge, als was auch die mangelhaft beherrschte Hochsprache als Sprechsprache empfunden wird. Die zum Modewort gewordene Identitätskrise der jüngeren Generation hat in diesem Zusammenhang eine tiefere sozio-psychologische Bedeutung. Diese Entwicklungen trugen im wesentlichen zur Ausbreitung der Mundartwelle in den letzten Jahrzehnten bei, kaum der Alptraum vom Großdeutschen Einheitsreich mit der penetranten nationalsozialistischen Rhetorik, was die Jungen ohnehin nicht oder dann nur höchst mittelbar mitbekommen haben.

2. Die Sprachformen an Radio und Fernsehen der deutschen Schweiz

Unter „Grundsätzliches“ zur Sprachsituation der elektronischen Medien hält die von der „Ausbildung Radio und Fernsehen DRS“ erarbeitete Wegleitung zum Thema Mundart/Hochdeutsch fest:

„Eine starke Präsenz der Mundart in den Programmen von Radio und Fernsehen DRS entspricht der allgemeinen Sprachsituation in der deutschen Schweiz.

Mit hochdeutschen Sendungen können Radio und Fernsehen DRS das Verständnis für die Hochsprache fördern und zur Präsenz in andern Sprachregionen des Landes und im Ausland beitragen.“

Bewußt enthält sich das Papier normativer Bestimmungen, in welchen Sendungen welche Sprachform zu verwenden sei:

„Innerhalb dieser Sprachsituation verfügen Radio und Fernsehen DRS über einen Freiraum, der ihnen medienspezifische Sprachregelungen gestattet.“

Trotzdem sind gewisse Sendungen an Radio und Fernsehen der Hochsprache vorbehalten: beim Radio die Nachrichten und beim Fernsehen die Tagesschau mit ihren Kommentaren. Entgegen von Falschmeldungen ändert auch das neue Konzept der Tagesschau nichts an diesen Prinzipien, es sei denn, daß in bestimmten Kommentaren, Berichten oder Interviews die Mundart sich förmlich aufdrängte. Die bei der Regionalisierung der Tagesschau eingegangene Verpflichtung der SRG, mit diesen Schwerpunktsendungen im Informationsangebot an der Klammerfunktion der nationalen Institution festzuhalten, betrifft auch die Sprache, die über die Sprachgrenzen hinaus verständlich bleiben muß. Ebenfalls zu berücksichtigen ist das Informationsbedürfnis der zahlreichen sich in der Schweiz als Aufenthalter oder Passanten befindenden Ausländer. Zu denken wäre auch an die Funktion eines neutralen Staates in Konfliktsituationen, beispielsweise an die Bedeutung des Landessenders Beromünster während des Zweiten Weltkrieges, insbesondere an die „Weltchronik“ von Prof. Jean R. von Salis, die im Ausland von Millionen von Menschen abgehört worden ist und als neutrale Information gegenüber der verzerrenden einseitigen Propaganda ein humanitäres Ereignis war.

In solchen — allerdings extremen — Situationen, hat der Entscheid Mundart/Hochdeutsch sogar eine hochpolitische Bedeutung und wäre nicht bis an die „vorderste Front“ delegierbar. Im übrigen gilt es zu bedenken, daß das Radio ein reines Sprech- und das Fernsehen ein Bild-Sprech-Medium sind. In den Pionierzeiten des Radios war — mit Ausnahme von Radio Bern, das mit Rücksicht auf den hohen welschen Anteil in seinem Hörerbereich in Deutsch und Französisch sendete — der Dialekt eine Selbstverständlichkeit. Erst mit dem Landessender Beromünster bekam das Radio in der deutschen Schweiz überregionalen Charakter. Ferner empfand man mit zunehmender Professionalität in der Programmgestaltung die Hochsprache für „ernsthafte“ Sendungen als die angemessene Kommunikationssprache des Radios. Man fühlte sich in einem Konkurrenzverhältnis zur Presse und wollte bezüglich des sprachlichen Niveaus mit den Zeitungen mindestens gleichziehen. Auch hier hat sich in den letzten Jahrzehnten ein Wandel vollzogen, indem sich die medienspezifischen Eigenheiten deutlicher abzuzeichnen begannen. Sowohl von der Presse wie vom Radio her wurde man einsichtig, daß nicht Konkurrenzsituation, sondern Komplementärfunktion der beiden Medien das gegenseitige Verhältnis bestimmen sollte.

Sowohl im Berufs- wie im Privatleben ist für den Deutschschweizer fast ausschließlich der Dialekt die Konversationssprache. Was wir über die

größere Spontaneität und Direktheit der Mundart vom Sprecher aus gesagt haben, gilt auch für den Empfänger, den Hörer; der Kontakt ist rascher hergestellt, er fühlt sich unter seinesgleichen und ist auch eher bereit, in die Diskussion einzugreifen. So ist insbesondere in Kontakt-sendungen wie „Clinch“ oder im Hörertelefon am Morgen oder auch in Sendungen mit Studiogästen wie „Telefilm“ Dialekt die gegebene Sprachform und kaum von jemandem angefochten. In dem berühmten Fernsehgespräch zwischen Staatsmann und Schriftsteller, zwischen Bundesrat Furgler und Max Frisch im Jahre 1978, führte die Sprachformwahl, nämlich Dialekt, zu einiger Kritik. Beide Dialogpartner wären bereit gewesen und hätten es auch vorgezogen, hochdeutsch zu debattieren, doch kurz vor der Sendung entschieden sich die Programmverantwortlichen für die Mundart, weil man der Auffassung war, der Fernsehzuschauer würde es als befremdlich empfinden, wenn sich Deutschschweizer vor Deutschschweizern in einer Kunstsprache unterhielten. Der Entscheid war eine Ermessensfrage und zu respektieren, besonders da es reizvoll war, die beiden Persönlichkeiten aus Politik und Literatur in ihrer Alltagssprache zu hören und damit dem Gespräch einen exklusiven, aber nicht elitären Anstrich zu geben. Problematisch an der Begründung ist allerdings die Bezeichnung des Hochdeutschen als „Kunstsprache“. Das wäre ein verhängnisvoller Sprung in Richtung Provinzialismus.

3. Zur Qualität der Sprachformen

In der bereits zitierten Wegleitung über die Verwendung von Mundart und Hochsprache an Radio und Fernsehen steht zum Stellenwert beider Sprachformen:

„Verständlich formulieren kann man sowohl in Mundart als auch in Hochsprache. / Jeder Sachbereich läßt sich sowohl in Mundart als auch in Hochsprache behandeln, wobei sich Unterschiede in der Behandlungsweise zeigen können. / Persönlichkeit läßt sich sowohl in Hochsprache wie in Mundart ausdrücken.“

Grundsätzlich ist diesen Thesen beizupflichten, wenn auch nicht übersehen werden darf, daß in gewissen Fachbereichen dem Dialekt das adäquate begriffliche Instrumentarium fehlt. Mit diesen Schwierigkeiten muß der Programmschaffende jedoch selber fertig werden. Festzuhalten ist jedenfalls an dem an anderer Stelle erhobenen Postulat:

„Programmitarbeiter von Radio und Fernsehen DRS, die regelmäßig am Mikrofon und vor der Kamera eingesetzt werden, sollen sich in Dialekt und in Hochsprache kompetent ausdrücken können.“

Die Erwartungen, die man an Radio und Fernsehen stellt, der Hochsprache zu der ihr gebührenden Geltung zu verhelfen und zu deren Pflege und Erhaltung beizutragen, sind legitim. Aber ebenso legitim ist die Forderung, die Nähe des Hörers und Zuschauers zu suchen und die dazu geeigneten medienspezifischen Mittel auszuschöpfen sowie unsere Mundart als lebendige und anpassungsfähige Sprache in ihrer Vielfalt zur Darstellung zu bringen, ohne die Unterschiede zu verwischen. Auch unsere Kleinraumdialekte verdienen eine angemessene, aber nicht kapriziöse Pflege und sind einer größeren Allgemeinheit vertraut und verständlich zu machen.

Wenn die Waage heute einem Trend folgend vielleicht etwas eher zugunsten der Dialekte ausschlägt, erachten wir dies nicht als alarmierend; auch hier gilt: nicht die (Sprach-)Form ist entscheidend, sondern die Qualität, und die muß sowohl für das Hochdeutsche wie für die Mundarten gefordert sein.

Emmanuel Belser

Wir danken dem Generaldirektor der SRG, Prof. Schürmann, ebenso Dr. Belser, daß sie unserer Bitte stattgegeben haben, einen Artikel für den „Sprachspiegel“ zu liefern. Die Ausführungen sind sorgfältig überdacht und klug; auch scheint es auf den ersten Blick einzuleuchten, daß nach gut eidgenössischem Brauch den Mitarbeitern an Radio und Fernsehen die Verantwortung für die von ihnen betreuten Sendungen überlassen wird und gleichzeitig damit auch die Freiheit, nach eigenem Ermessen zwischen Mundart und Hochsprache zu wählen.

Einschränkungen bringt man an einem solchen Grundsatz ungern an und auch nur dann, wenn sie sich aufdrängen. Das scheint uns aber hier der Fall zu sein, zeigt doch die Erfahrung, daß allzu häufig die Mundart sogar dort zum Zug kommt, wo die Hochsprache hingehört, nämlich in allen Sendungen, die nicht nur den Deutschschweizer angehen. Gemeint sind damit Angebote aus dem Bereich der Kultur, die auch im Ausland ankommen sollten, ferner Sendungen von gemeineidgenössischem Interesse. Vor allem die Rücksicht auf die Landsleute in der Westschweiz und im Tessin sollte gründlich bedacht werden, weil unser Föderalismus nur so lange spielt, als man miteinander in verständlicher Menschenrede verkehrt. In gewissen Kreisen der Westschweiz z. B. zeigt sich ohnehin die Tendenz, sich abzukapseln und allein seinen Weg zu gehen. Dem dürfen wir nicht noch Vorschub leisten.

Eine Bemerkung möge man uns erlauben: In vielen Fällen wird in den elektronischen Medien die Mundart aus Bequemlichkeit und Laxheit und nicht aus Gründen eines wachen Sprachbewußtseins gewählt. Das ist nicht anders als in mancher Schulstube.

Vermischtes

Ein Institut für deutsche Sprache in der Schweiz?

Am 14. November hielt Dr. Rudolf Schwarzenbach, Meilen, der sprachwissenschaftliche Berater von Radio und Fernsehen DRS, als Privatdozent an der Universität Zürich seine Antrittsvorlesung über „*Sprachpflege in der deutschen Schweiz*“. Als eine wesentliche Aufgabe deutschschweizerischer Sprachpflege bezeichnete er die Anleitung zu wohlüberlegter Wahl zwischen Mundart und Hochsprache, wobei auch außersprachliche Werte, vor allem kultur- und staatspolitische, zu berücksichtigen seien.

Schwarzenbach erneuerte den 1970 auf einer Lenzburger Tagung gemachten Vorschlag zur Gründung eines Institutes für deutsche Sprache in der Schweiz, ähnlich dem Mannheimer Institut. Seine Aufgabe wäre, alle sprachpflegerischen Bemühungen zu koordinieren, die Verbindung zwischen Sprachwissenschaft und Sprachalltag herzustellen und sie fruchtbar zu machen durch Kurse für Spracherzieher, Publizisten und Korrektoren. Das Institut wäre nicht als Amtsstelle mit Verfügungsgewalt gedacht und auch nicht als ausgebauter Dienstleistungsbetrieb. Es hätte vielmehr die Aufgabe, die deutsche Sprache in der Schweiz kritisch und liebevoll zu beobachten.

Paul Waldburger